

# Niederdeutschland.

Ein Anhang für die Mittel-  
stufe des deutschen Lesebuches

von

Karl Hessel,

bearbeitet von Gustav Weihrauch.

---

(Siebente, sechste und fünfte Klasse höherer Mädchenschulen.)

---

Bonn 1910.

A. Marcus und E. Webers Verlag.



## Vorwort.

---

In dem deutschen Lesebuch für höhere Mädchenschulen von Karl Hessel ist, soweit es der Raum gestattet, jede deutsche Landschaft vertreten, nach der Eigenart ihrer Bodengestaltung, nach Volkstum und Mundart, Geschichte und Sage. Allein weil eben alle Landschaften bedacht werden mußten, so kam notwendig jede einzelne zu kurz. Und doch wird es immer klarer, wie notwendig es ist, im Unterricht möglichst an die Umgebung des Kindes anzuknüpfen, also die Heimatkunde stärker zu betonen. Diese Forderung ist neben der, die schöpferischen Kräfte des Kindes in ganz anderm Maße als bisher für die Erziehung auszunutzen, wohl unter allen pädagogischen Forderungen die am allgemeinsten anerkannte.

Darum haben wir uns entschlossen, besondere Anhänge für die einzelnen deutschen Landschaften herauszugeben, die für die *M i t t e l s t u f e* bestimmt sind, und zwar so, daß sie durch mehrere Jahrgänge hindurch zu gebrauchen sind, je nachdem die Bedürfnisse des Unterrichts es verlangen. Die Unterstufe behandelt das Leben des Kindes besser ohne zu große Rücksichtnahme auf das Heimatkundliche, für die Oberstufe schienen uns die in den Teilen 6 bis 8 dargebotenen Stoffe auszureichen.

Der vorliegende Anhang ist für Schleswig-Holstein, Nord-Hannover, Mecklenburg und Hamburg gedacht. Er enthält Sagen, Darstellungen aus der Geschichte und Schilderungen von Land und Leuten, in Prosa und gebundener Rede. Die heimatlische Mundart durfte natürlich nicht zu kurz kommen. Da das Lesebuch im Dienste des deutschen

Unterrichts steht, so ist für die Aufnahme die Form maßgebend gewesen. Es sind also solche Stücke gewählt, bei denen die Abrundung schon durch den Verfasser gegeben war und nicht erst künstlich geschaffen werden mußte. Aus demselben Grunde brauchte auch nicht nach Vollständigkeit und Lückenlosigkeit gestrebt werden, wenn auch mit das Ziel war, den heimatkundlichen Unterricht zu unterstützen. Und diese Aufgabe werden Lesebuch und Anhang zusammen gut erfüllen können. Denn da eine ganze Zahl von Dichtern und Schriftstellern aus dem Gebiete, woraus der Anhang seinen Stoff nimmt, wegen ihrer Stellung in der deutschen Literatur auch in den Hauptteilen vertreten sein müssen, so werden durch das Gesamtwerk die verschiedensten Teile Niedersachsens geschildert, die wichtigsten Seiten seiner Kultur beleuchtet.

Zu besonderem Danke sind wir verpflichtet für freundlichen Rat und Hilfe den Herren Direktor Professor Dr. Rautenberg in Hamburg und Oberschulrat Ebeling in Schwerin.

Koblenz und Hamburg, September 1910.

Karl Hessel. Gustav Wehrauch.

## Hermann Allmers.

### 1. Marsch und Geest.

Schon auf den ersten Blick tritt die unendliche Eigentümlichkeit der Marschländer und ihre Verschiedenheit von der benachbarten Geest aufs stärkste hervor. Die Geest ist hoch, wellenförmig und hügelig; die Marsch bildet eine fast mit dem Meerespiegel gleichliegende, vollkommen ebene Fläche. Auf der Geest zeigen sich Wälder und Heiden; sie ist von Quellen und Bächen durchrieselt, mit Geröll und zum Teil mächtigen Steinblöcken bedeckt. Sie besteht aus leichtem Sandboden und ist nur in der Nähe der Dörfer, welche oft mehrere Stunden Weges auseinanderliegen, bebaut. Alles das ist anders in der Marsch. Diese hat keine Quellen, keine Wälder, keine Heiden, keine Sandflächen; man findet sogar nicht einen einzigen Stein in ihr, es sei denn, daß er durch Menschen hergeführt wäre. Die Marsch ist eine einzige weite, grüne, fruchtbare und fast baumlose Ebene. Wild wenigstens wächst nicht ein einziger Baum, nur in den Dörfern, an den Gehöften und Wegen hat man sie gepflanzt. Aber kein Fleck ist da, der unbenutzt geblieben wäre. Weide reiht sich an Weide, Acker an Acker, schnurgerade Wege, Kanäle und Gräben durchschneiden nach allen Richtungen das mit zahlreichen Dörfern und stattlichen Einzelgehöften besetzte Land, und endlich, was die Haupteigentümlichkeit der Marschen ausmacht, ein hoher, starker Deich, der sie in ihrer ganzen Ausdehnung umzieht, und hinter welchem dieselben liegen, wie hinter einem Festungswall, schützt sie vor den Fluten. Ebenso tritt der starke Kontrast mit der Geest in den Wohnern hervor.

## 2. Sturmflut.

Um ganz die hohe Wichtigkeit und Bedeutung der Deiche zu begreifen, muß man einmal eine gewaltige Sturmflut mit angesehen haben; denn wer ein solches Ereigniß nie erlebte, wird sich schwerlich von der Größe und Schrecklichkeit desselben eine Vorstellung machen können. Die rechte Zeit der Sturmfluten ist vom Oktober bis zum April.

Wenn eine Zeitlang ein anhaltender Westwind weht, der große Wassermassen in den Kanal trieb, und diese nun, sich nach Nordosten oder Norden umsetzend, gegen die Küsten und weit in die Flüsse hinaufpeitscht, wodurch die Ebbe sehr aufgehalten oder fast ganz gehemmt wird, wenn sich dazu noch eine Springflut gesellt, dann steigen die wilden Wasser oft zu einer Höhe und Furchtbarkeit, die einem das Herz erbeben machen.

Aber ruhig erwartet sie der Marschbewohner; weiß er doch, daß seine Deiche hoch und stark genug sind, ihm sichern Schutz zu gewähren. Höchstens mag ihm ein trüber Gedanke an die Mühen und Kosten der Deicharbeit kommen, die wenige Stunden herbeiführen können. So steht er, unbekümmert um den heulenden Sturm, auf der Kappe des Deichs und schaut in ernstem Sinnen auf die wallenden Fluten, von denen er genau weiß, wann sie den Deich heranströmen werden.

Noch ist das Vorland trocken, noch sind die Fluten in ihrem Bette, doch man sieht schon, wie sie toben, wie sie sich bäumen und die weißen Zähne zeigen, als harrten sie voll Ungeduld der Stunde, da eine höhere Macht ihnen das Zeichen zum Angriffe gibt. Jetzt nahen sie. Lauter und lauter wird das Brausen und Donnern. Sie erreichen das Vorland; in kurzer Zeit ist es bedeckt und heut nun, soweit das Auge reicht, nur eine einzige wilde Wasserwüste, deren Schaumkämme blendend weiß gegen das trübe Grau der Wogen abstechen. Kein Schiff ist weit und breit zu erspähen, alle sind sie vor dem Sturme in sichere Buch-

ten geflüchtet, und nur hier und dort kündet ein einsamer Weidenbaum, der mit seinem nickenden, wild zerzausten Haupte aus den Fluten ragt, daß da unter den wilden Wogen grünes fruchtbares Land liegt. Und noch immer höher schwillt das Gewässer; jetzt ist auch die Bärme, der Fuß des Deiches, beflutet, endlich der Deich selbst, und es beginnt durch den Widerstand desselben eine furchtbare Brandung, ein wahrhaft majestätisches Schauspiel. Mit zerstörender Gewalt schnaubt Woge auf Woge an ihm hinauf; kaum wird die erste zurückgewiesen von seiner Schrägung, als schon die nächste mit erneuter Wut heranzrollt. Dazu steigt die Flut noch mit jedem Augenblicke; hochauf bäumen sich die wilden Wasser und schauen gierig über den Deich ins gesegnete Land, weit hinein ihren stäubenden Schaum schleudernd, als ob sie der Anblick ihres alten Eigentums mit doppelter Wut erfüllte. Dazu der heulende Sturm, der des Himmels dunkle Regenwolken in rasender Eile vor sich hinjagt; Scharen segelnder Möven, die umsonst mit dem Winde kämpfen, bis sie ermattet sich auf die geschügten Wiesen und Äcker flüchten, und endlich hie und da ein Marschbewohner, der trotz Sturmgewalt und Wogendrang sich mühsam längs des Deichs durch den spritzenden Schaum hinarbeitet, um zu erspähen, ob ihm nicht die Fluten einen Balken oder einige Bretter oder sonst eine Beute zutreiben: all dies vereint, gibt ein Bild von wilder Großartigkeit.

Doch der Marschbewohner blickt noch immer kalt und ruhig in den Aufruhr. Hat nur der Deich hinreichende Höhe und Schrägung, so wird er nicht vor einer Flut weichen, ob auch ihre Wogen noch so mächtige Stücke herausreißen und noch so tiefe Höhlungen in seinen Leib wühlen. Doch wehe ihm! wenn das Wasser so hoch steigt, daß es mit dem Gipfel des Deichs gleich wird. Vom unlöslichen Bespülen ist dann bald die festgetretene Kappe erweicht, und das Schicksal der Menschen hängt oft nur noch an einem Haar. Die geringste Lockerheit des Erdreichs,

ein einziges Mauselloch oder ein Maulwurfsgang kann jetzt Ursache des größten Unglücks werden. Durch die kleinste Rinne dringt sofort das Wasser, spült sie schnell weiter und im Nu reißt ein Stück der Kappe fort. Ist aber das geschehen, so ist auch ein Deichbruch unvermeidlich; denn mit furchtbarer Gewalt bringt jetzt die hochaufgestaute Flut durch die entstandene Öffnung, die mit jeder Minute breiter und breiter wird. Da endlich bricht auch das letzte noch feste Erdreich fort, und durch nichts mehr gehemmt, schießt donnernd und brausend der rasende Strom durch die weite Gasse dahin, tief den Grund aufwühlend, alles, was er auf seinem Wege findet, mit sich fortspülend, Häuser im Nu zertrümmernd, Bäume ausreißend, Menschen und Tiere in seinen Fluten begrabend und bald die weite ruhige Marschfläche in eine wilde graue Wasserfläche verwandelnd.

Sowie sich daher eine Kappstürzung zeigen will, wird in höchster Hast das mögliche aufgeboden, um dieselbe zu verhindern. Sandsäcke, Mist, Stroh, Balken, Bretter, alles, was nur irgend dienlich sein kann, wird zur Verstärkung auf die bedrohte Stelle gebracht. Ebenso eilt man auch nach einem wirklichen Deichbruche, sowie nur die Ebbe es zuläßt, die entstandene Lücke für die nächste Flut so gut wie möglich zu verstopfen. Eiligst und mit großer Strenge werden selbst die umliegenden Ortschaften dazu aufgeboten, um schnell aus allem möglichen Material eine hohe mächtige Barrikade aufzuwerfen. Man arbeitet mit kaum glaublicher Anstrengung, und doch spült vielleicht schon wenige Stunden darauf die Flut das ganze mühevolle Werk wieder fort, und alles war umsonst.

## Elise Uverdieß.

### 3. Das Ende des großen Hamburger Brandes 1842.

Auf der Straße war es gräßlich, der Himmel blutrot nach allen Seiten hin, von lichterem Wolken durch-



ein einziges Mauselloch oder ein Maulwurfsgang kann jetzt Ursache des größten Unglücks werden. Durch die kleinste Rinne dringt sofort das Wasser, spült sie schnell weiter und im Nu reißt ein Stück der Kappe fort. Ist aber das geschehen, so ist auch ein Deichbruch unvermeidlich; denn mit furchtbarer Gewalt bringt jetzt die hochaufgestaute Flut durch die entstandene Öffnung, die mit jeder Minute breiter und breiter wird. Da endlich bricht auch das letzte noch feste Erdreich fort, und durch nichts mehr gehemmt, schießt donnernd und brausend der rasende Strom durch die weite Gasse dahin, tief den Grund aufwühlend, alles, was er auf seinem Wege findet, mit sich fortspülend, Häuser im Nu zertrümmernd, Bäume ausreißend, Menschen und Tiere in seinen Fluten begrabend und bald die weite ruhige Marschfläche in eine wilde graue Wasserfläche verwandelnd.

Sowie sich daher eine Kappstürzung zeigen will, wird in höchster Hast das mögliche aufgeboden, um dieselbe zu verhindern. Sandsäcke, Mist, Stroh, Balken, Bretter, alles, was nur irgend dienlich sein kann, wird zur Verstärkung auf die bedrohte Stelle gebracht. Ebenso eilt man auch nach einem wirklichen Deichbruche, sowie nur die Ebbe es zuläßt, die entstandene Lücke für die nächste Flut so gut wie möglich zu verstopfen. Eiligst und mit großer Strenge werden selbst die umliegenden Ortschaften dazu aufgeboten, um schnell aus allem möglichen Material eine hohe mächtige Barrikade aufzuwerfen. Man arbeitet mit kaum glaublicher Anstrengung, und doch spült vielleicht schon wenige Stunden darauf die Flut das ganze mühevolle Werk wieder fort, und alles war umsonst.

## Elise Uverdieß.

### 3. Das Ende des großen Hamburger Brandes 1842.

Auf der Straße war es gräßlich, der Himmel blutrot nach allen Seiten hin, von lichterem Wolken durch-

flogen, die der Sturm in entsetzlicher Eile vorüberpeitschte. Sonst war's finster, nicht Mond noch Sterne zu sehen, das Volk in fürchterlicher Aufregung, jeden Menschen für einen Mordbrenner haltend. Man sagte, es seien manche mit Pechkränzen in den Händen eingefangen. Doch ist eigentlich nichts davon gründlich bewiesen. Alle Augenblicke erscholl der gräßliche Ruf: „Da is wedder een!“ und dann ging's mit Knütteln und Hallo, ja mit Gewehren und blanken Säbeln hinter irgend einem her, der, er mochte schuldig oder unschuldig sein, durchaus nur der Dunkelheit oder seiner eignen Schnelligkeit die Rettung seines Lebens verdankte. Denn wurde er ergriffen, so wurde er auch ungehört niedergeschlagen.

Das schrille Pfeifen der in Tätigkeit getretenen Eisenbahn, auf der zur Einweihung die Bergedorfer Spritzen hergeholt und nun die Menschen und Sachen fortgebracht wurden — vermehrte die Schrecken der Nacht. Dieser fremdartige Ton, den man bisher noch nicht gehört hatte, wurde von dem großen Haufen für ein Zeichen gehalten, mit dem sich die Bande, von der sie Hamburg angefüllt und umgeben glaubten, einander Rundschaft von ihrem Aufenthalt und ihren Taten gäbe; und jeder Pfiff durchschauerte Tausende. Gegen neun Uhr beredeten wir von der Meden, sich ein bißchen niederzulegen. Doch kaum hatte er eine Stunde geruht, da kam ein Gardist und berichtete, es sei ein verdächtiger Mensch eingefangen, der sich auf Herrn von der Meden berufe. Er gebe vor, Wichers zu heißen. Dieser Mensch, früher von der Medens Waschmann, hatte tags zuvor sein Eigentum im Stich gelassen, um von der Meden beizustehen, hatte vom Morgen bis zur Nacht für ihn gearbeitet und war nun in den Verdacht des Stehlens und Mordbrennens gekommen. Von der Meden war außer sich; wie der Blitz war er ins Zeug und kam nach einer Stunde mit seinem treuen Wichers zurück. Dieser erzählte, daß die Wachtstuben die Eingebrachten kaum zu fassen vermöchten. Bei- und übereinander lägen sie zum Teil fest

gefnebelt, ohne daß ein bestimmtes Tun gegen sie zeuge. Es sei furchtbar. Wickers begab sich endlich zur Ruhe, Mutter und Klara auf vieles Zureden auch; von der Meden war zu erregt, um schlafen zu können. Wir beide blieben im Wohnzimmer. Meine Augen sowie meine Gedanken wollten zum Lesen nicht dienen. Das Geschrei der Verfolger, die Flammenglut war noch immer im Zunehmen. Um zwölf kam Klara noch einmal wieder herunter. Wir standen schon am Fenster und sahen, was sie uns zeigen wollte. Die Gertrudenkirche brannte, und die Flammen stürmten mit unbeschreiblicher Wut himmelan, und nach kurzer Zeit stürzte das Gebäude mit bis dahin nicht gehörtem Krachen in sich zusammen. In unserer Straße (Vindenstraße) patrouillierten vier gute Freunde zu unserm Schutz auf und ab. Sie waren bewaffnet und ließen niemand durch, der nicht seinen Namen und den Zweck seines Gehens nannte. Die Nacht war schaurig, der Sturm heulte, die Flammen rasten und erhöhten das Gräßliche der sternlosen Dunkelheit. Der Regen, den wir seit sechs Wochen sehnüchtig erwartet hatten, weil alles ausgedörrt war, fing jetzt an zu strömen; freilich nicht genug, um das Feuer zu löschen, aber doch genug, um durch Maßhalten der Häuser und zahllosen brennbaren Gegenstände, die Wiesen und Straßen bedeckten, den Flammen hindernd in den Weg zu treten.

Um zwei Uhr labte ich unsere treue Patrouille mit heißem Kaffee, der ihnen sehr wohl tat. Um drei Uhr berichtete ein Vorübergehender, das letzte Haus am Holzdamm\*) stehe noch unbeschädigt. (Und das war von der Medens.) Mein Schwager eilte zur Stadt, aber nur, um es in Brand geraten und niederbrennen zu sehen! Keine Spritze legte mehr Hand an.

Der Tag dämmerte, aber noch immer keine Hoffnung. Die andern überredeten mich, mich niederzulegen. Es war

---

\*) Holzdamm, jetziger Alsterdamm.

vier Uhr. Ich tat's, obgleich ich dachte, daß es mir nicht gut tun würde. Die Erschlaffung drückte mir allerdings die Augen zu; aber nachdem ich drei Viertelstunden fürchterlich geträumt hatte, erwachte ich mit den heftigsten Kopfschmerzen, angeschwollenen Augen, steifen Gliedern und solch Riefeln im Blut, daß ich mich vor Schmerz, Angst und Unruhe nicht zu lassen wußte. Ich kapitulierte stehend mit meinem Herrn und Gott, weil ich durchaus Kraft und Frische nicht entbehren konnte, und er ließ sich gnädig finden. Während ich mich wusch und ankleidete, ward mir von Minute zu Minute wohler, so daß ich, freilich mit einem Kamillentuch vor den Augen, um sechs Uhr frisch wieder fort konnte. Von den Schwestern holte ich mehrere Kessel Kaffee und ging damit in Amalie Sieveking's Stift. Hier hatten drinnen und draußen mehr denn hundert Personen Schutz und Obdach gefunden. Man fand hier im Kleinen ein Bild des Ganzen. Die einen jammernd, die andern gleichgültig. Welche getrost und helfend, welche fluchend und verwünschend. Hier aufopfernde Liebe, dort Lieblosigkeit und Haß und Neid. Zwischen allen eine große Kinderchar, sorglos und fröhlich, sich freuend an dem Neuen und an den Ferien.

Als ich vom Stift zurückkam, begegnete mir ein Spritzenmann. Mit fröhlichem Gesicht streckte er mir die Hand entgegen mit einem „Dat Fär is ut . . .“ — Ich wollt's nicht glauben. Er sagte, daß es vollends bis zur Alster durchgebrannt sei und nun alle Gefahr vorüber. Wir freuten uns mit Bittern. Von Stunde zu Stunde bestätigte sich die Freudenbotschaft mehr und mehr. Jubel erfüllte ein paar Stunden lang alle Gemüter. Dann aber machte dieser dem tiefsten Schmerze Platz; denn nun das Blut ruhig geworden war, übersah und überdachte man erst, wie ungeheuer das vorhandene Elend sei, wie groß und unerseßlich der Verlust. Alles eilte zur Stadt, um sich selbst zu überzeugen.

---

## Ferdinand Bäfler.

### 4. Hermann Billung.

Es war um das Jahr 940 n. Chr., da hütete nicht weit von Hermannsburg in der Lüneburger Heide ein dreizehn- bis verzehnjähriger Knabe die Rinderherde seines Vaters, als plötzlich ein prächtiger Zug von gewappneten Reitern dahergesprengt kam. Der Knabe sieht mit Lust die blinkenden Helme und Harnische, die glänzenden Speere und die hohen Reitersleute an und denkt wohl in seinem Herzen: „Wie prächtig sieht das aus!“ Aber plötzlich biegen die Reiter von der sich krümmenden Straße ab und kommen querfeldein auf die Stelle zugeritten, wo er hütet. Das ist ihm zu arg; denn das Feld ist keine Straße, und das Feld gehört seinem Vater. Er besinnt sich kurz, geht den Reitern entgegen, stellt sich ihnen in den Weg und ruft ihnen mit dreister Stimme zu: „Rehrt um, die Straße ist euer, das Feld ist mein!“

Ein hoher Mann, auf dessen Stirn ein majestätischer Ernst thront, reitet an der Spitze des Zuges und sieht ganz verwundert den Knaben an, der es wagt, sich ihm in den Weg zu stellen. Er hält sein Roß an und hat seine Freude an dem mutigen Jungen, der so kühn und furchtlos seinen Blick erwidert und nicht vom Plage weicht. „Wer bist du, Knabe?“ „Ich bin Hermann Billings ältester Sohn und heiße auch Hermann, und dies ist meines Vaters Feld; ihr dürft nicht hinüberreiten.“ — „Ich will's aber,“ erwiderte der Ritter mit drohendem Ernste, „weiche, oder ich stoße dich nieder!“ Dabei erhob er den Speer. Der Knabe aber bleibt furchtlos stehen, sieht mit bligenden Augen zu dem Ritter hinauf und spricht: „Recht muß Recht bleiben, und ihr dürft nicht über das Feld reiten, ihr reitet denn über mich weg.“ — „Was weißt du von Recht, Knabe?“ — „Mein Vater ist der Billung,“ antwortete der Knabe, „vor einem Billung darf niemand das Recht verlegen.“

Da ruft der Ritter noch drohender: „Ist das denn Recht, Knabe, deinem König den Gehorsam zu versagen? Ich bin Otto, dein König.“ — „Ihr wäret Otto, unser König, von dem mein Vater uns so viel erzählt? Nein, Ihr seid es nicht. König Otto schützt das Recht, und Ihr brecht das Recht; das tut König Otto nicht, sagt mein Vater.“ — „Führe mich zu deinem Vater, braver Knabe!“ antwortete der König, und eine ungewöhnliche Milde und Freundlichkeit erglänzten auf seinem Angesicht.

„Dort ist meines Vaters Hof, Ihr könnt ihn sehen,“ sagte Hermann, „aber die Kinder hier hat mir mein Vater anvertraut, ich darf sie nicht verlassen, kann Euch also auch nicht führen. Seid Ihr aber Otto, der König, so lenket ab vom Felde auf die Straße; denn der König schützt das Recht.“ Und der König Otto der Große gehorchte der Stimme des Knaben und lenkte sein Roß zurück auf die Straße.

Bald wird Hermann vom Felde geholt. Der König ist bei seinem Vater eingekehrt und hat ihm gesagt: „Billing, gib mir deinen ältesten Sohn mit! Ich will ihn bei Hofe erziehen lassen; er wird ein treuer Mann werden, und ich brauche treue Männer.“ Und welcher gute Sachse konnte einem König wie Otto etwas abschlagen?

So sollte denn der mutige Knabe mit seinem Könige ziehen, und als Otto ihn fragte: „Hermann, willst du mit mir ziehen?“ da antwortete der Knabe freudig: „Ich will mit dir ziehen. Du bist der König; denn du schüttest das Recht.“

Otto übergab den jungen Billing guten Lehrmeistern, in deren Pflege und Leitung er zu einem tugendlichen und tüchtigen Manne erwuchs. Der König hielt ihn wie einen seiner nächsten Freunde und vertraute dermaßen der Klugheit, Tapferkeit und Treue seines Pfleglings, daß er, als er seine Römerfahrt antrat, ihm das eigene angestaumte Herzogtum Sachsen zur Verwaltung übergab. Dieser Hermann Billing ist der Ahnherr eines blühenden Geschlechtes

geworden, welches bis zum Jahre 1106 dem Sachsenlande seine Herzöge gab.

## Otto Venete.

### 5. Die verwünschte Linde bei Harvestehude. (Um 1350.)

Links an der Chaussee vom Rothenbaum nach Eppendorf, wo jetzt viele neue Straßen angelegt sind und bereits manche schöne Häuser und Lustgärten prangen, da war noch am Anfange des 19. Jahrhunderts nichts als eine zum St. Johannis-Klostergut gehörige große Weide. Auf derselben stand ein kleiner kugelförmiger Lindbaum, der seit 500 Jahren nicht größer geworden, sondern an Dicke des Stammes, der Äste und der Krone grade so geblieben ist, wie er damals war, nur daß man der Rinde das hohe Alter des Baumes wohl ansehen konnte. Der Baum aber war verwünscht, und zwar der Sage nach bei folgender Gelegenheit:

Im Kloster Frauenthal zu Harvestehude hatte ein junges schönes Mädchen aus angesehener Familie zu Hamburg aus Liebeßgram den Schleier genommen. Sie hatte sich verlobt mit einem jungen Edelknappen der Umgegend, der war zu Seerfahrten in die Welt gezogen, um sich zu versuchen, die güldenen Sporen zu verdienen, mit Ehre und guter Beute dann zurückzukehren und sie auf seine väterliche Burg heimzuführen als sein ehelich Gemahl. Die Zeit aber war längst umgewesen und der Geliebte nicht wiedergekommen. Darum wollte sie ihr Vater des Versprechens ledig achten und sie zwingen, einen andern Mann zu heiraten. Und da sie den nicht leiden konnte, auch noch immer in treuer Liebe ihrem fernen, vielleicht längst verstorbenen Geliebten anhing, so wußte sie sich nicht anders zu helfen, als daß sie ins Kloster ging.

Einige Zeit danach aber kehrte der junge Ritter heim, und da er erfuhr, was geschehen, faßte er den Plan, seine vormalige Braut, es koste was es wolle, aus dem Kloster